

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Volksblatt. 1878-1882
1878**

22 (2.6.1878)

Prüfet Alles, das Gute
behaltet!

Eines Mannes Rede ist
keine Rede,
Man muß sie hören sebe.

Im Nöthigen Einheit,
Im Zweifelhafsten Freiheit,
Im Allem Liebe.

Volksblatt.

Herausgegeben von Dr. Chr. G. Gottfinger.

Erscheint jede Woche.
Bestellbar bei der Post
und im Buchhandel.
Preis vierteljährlich: Im
Reichspostgebiete, bei der
Post abgeholt, 40 Pf.;
ins Haus gebracht und
im Buchhandel (Commis-
sionär L. Fernau in Leip-
zig) 55 Pf.
Passende Anzeigen: Die
Nonpareille-Feile oder
deren Raum 30 Pf.

Nr. 22.

Strasburg im Elsaß,

2. Juni 1878.



Spazieren.

Das schönste Leben ist im Freien,
Mag Sonne scheinen, mag es schneien —
Natur ist ewig neu und schön!
Laßt uns in Thäler und auf Höhn
Spazieren!

So frisch, so froh wird Leib und Seele,
Und was uns drücke auch und quäle —
Wir schütteln's ab in freier Luft,
Wenn wir in süßem Blüthenduft
Spazieren.

Die Sonne und der Mond, sie kreisen,
Und auch die lieben Sternlein reisen;
Die Vögel wandern mit dem Wind,
Die Wogen mit dem Sturm geschwind
Spazieren.

Der Vogel in den hohen Nisten,
Der Käfer unter Blumendüften,
Die Schnecke und der Wurm im Sand,
Die Spinn' und Mücke an der Wand
Spazieren.

Hinaus, hinein in alle Weiten!
Nicht fahren wollen wir und reiten.
Das — was am besten uns gefällt —:
Wir gehn in Gottes schöner Welt
Spazieren.

Das gibt zur Arbeit Kraft und Stärke,
Macht rüstig uns zu gutem Werke,
Und wenn wir matt und müde sind,
Dann gehen wir ins Bett geschwind
Spazieren.

K. Enslin.

* Das Bild ist gezeichnet von Adrian Ludwig Richter. Siehe über denselben Nr. 15, S. 113.

Rede des Generalfeldmarschalls Grafen von Moltke über die Socialdemokratie am 24. Mai.

Der Mordversuch gegen Kaiser Wilhelm gab den äußeren Anstoß dazu, daß der Bundesrath dem deutschen Reichstage einen Gesetzentwurf zur Abwehr socialdemokratischer Ausschreitungen vorlegte. Der erste Paragraph desselben lautete:

„Druckschriften und Vereine, welche die Ziele der Socialdemokratie verfolgen, können von dem Bundesrathe verboten werden. Das Verbot ist öffentlich bekannt zu machen und dem Reichstag sofort, oder, wenn derselbe nicht versammelt ist, bei seinem nächsten Zusammentritt mitzutheilen.

Das Verbot ist außer Kraft zu setzen, wenn der Reichstag dies verlangt.“

An der Berathung, in welche der Reichstag über diesen Gesetzentwurf eintrat, theilte sich auch der Abgeordnete Generalfeldmarschall Graf v. Moltke. Da dieser greise Feldherr nur selten spricht, wenn er dies aber thut, seine Worte genau abzuwiegen pflegt, ist es von besonderem Werthe, zu hören, was gerade er sagte. Er führte Folgendes aus:

„Meine Herren! Ich wünsche aufrichtig, daß die geehrten Mitglieder, die gestern und heute die Regierungsvorlage belämpft haben, nicht allzubald in die Lage gerathen mögen, eben dieses Gesetz oder ein ähnliches, vielleicht ausgestattet mit noch größeren Beschränkungen, selbst von der Regierung zu verlangen. Es mag ja sein, daß die Vorlage an manchen Punkten einer Verbesserung bedarf, daß manche Paragraphen geändert werden müssen, aber die Ueberzeugung scheint mir doch allgemein Platz gegriffen zu haben, daß wir eines besseren Schutzes bedürfen gegen die Gefahren, welche dem Staate in seinem Innern drohen durch die fortschreitende Organisation der Socialdemokratie. Ich fürchte, daß die Leiter dieser Organisation schon heute bedenklich nahe an die Grenze gedrängt sind, wo man von ihnen die Erfüllung ihrer Zusagen und Verheißungen fordert.

Diese Herren werden am besten wissen, daß das keine Schwierigkeit haben wird. Sie können sich nicht dagegen verschließen, daß die erste Gütervertheilung die hundertste involviret¹, daß in dem Augenblicke, wo wir Alle gleich reich sind, wir Alle gleich arm geworden sind; daß Noth, Elend und Entbehrungen untrennbare Bedingungen des menschlichen Daseins sind, daß keine Form der Regierung, keine Gesetzgebung und überhaupt keine menschliche Einrichtung Elend und Noth jemals aus der Welt schaffen werden. Wohin wäre es auch mit der Entwicklung des Menschengeschlechtes gekommen, wenn diese zwingenden Elemente nicht in Gottes Weltordnung enthalten wären! Nein, ohne Sorge und Arbeit wird auch die Zukunft nicht sein, aber ein Mensch, der hungert und friert, fragt nicht viel nach den Konsequenzen² der Zukunft; er greift nach den Mitteln, welche die Gegenwart ihm bieten kann. Lange zurückgebrängte Leidenschaften, enttäuschte Hoffnungen werden zu gewaltsamen Ausbrüchen drängen, welche die Leiter am allerwenigsten verhindern können; denn die Revolution hat bisher noch immer ihre Führer zuerst verschlungen. Wie sieht nun die Regierung dem gegenüber?

Meine Herren, man sollte doch aufhören, die Regierung immer gewissermaßen als eine feindliche Potenz³ zu betrachten, die nur möglichst zu beschränken und einzuengen ist. Gewähren wir doch der Regierung die Machtfülle, welche sie braucht, um alle Interessen zu schützen! Was das auf sich hat, wenn die Regierung die Zügel der Herrschaft aus ihren Händen entschlüpfen läßt, wenn die Gewalt an die Massen übergeht, meine Herren, darüber belehrt uns die Geschichte der Kommune in Paris. Da war die Gelegenheit geboten, wo die Demokratie ihre Ideen⁴ in die Wirklichkeit überführen konnte, wo sie, wenigstens eine Zeit lang, eine Regierung nach ihren Idealen einrichten konnte. Aber geschaffen, meine Herren, ist doch Nichts, wohl aber Vieles zerstört. Die actenmäßigen Berichte aus französischer Feder über diese traurige Episode der französischen Geschichte lassen uns in einen Abgrund der Verworfenheit blicken, sie schildern uns Zustände und Begebenheiten im 19. Jahrhundert, welche man für geradezu unmöglich halten sollte, wenn sie nicht unter unsern Augen verlaufen wären vor dem staunenden Blicke unserer Okkupationsarmee, welche den Dingen bald ein Ende gemacht hätte, wenn sie nicht genöthigt gewesen wäre, mit „Gewehr beim Fuß“ dem Verlaufe zuzuschauen.

Meine Herren! Solche Dinge beabsichtigen ganz gewiß unsere arbeitenden Klassen nicht, auch nicht der irrefeleitete Theil derselben, aber auf dem Wege des Umsturzes werden die besseren Elemente sehr bald überholt durch die schlechteren. Hinter dem gemäßigten Liberalen steht gleich Jemand, der viel weiter gehen will wie er. Das ist überhaupt der Irrthum so vieler gewesen, daß sie glauben, ungefährdet nivelliren⁵ zu können, bis auf ihr Niveau, (d. h. bis auf dieselbe Stufe, auf der sie stehen), dann solle die Bewegung stille stehen, als ob ein in voller Fahrt heranbrausender Eisenbahnzug plötzlich Halt machen könnte, wobei ja auch die den Hals brechen würden, welche darin sind. Meine Herren! Hinter dem ehrlichen Revolutionär tauchen dann dunkle Existenzen auf...

Meine Herren! Sie können ja heute das Gesetz ablehnen in der begründeten Erwartung, daß die Regierung stark genug sein wird, um gewaltsamen Ausschreitungen entgegen zu treten, sie nöthigen Falls mit gewaffneter Hand niederzuwerfen, aber, meine Herren, das ist ein trauriges Mittel, es beseitigt die Gefahr des Augenblicks, aber es heilt nicht den Schaden, aus welchem die Gefahr hervorgeht. Wenn uns nun hier ein Weg angedeutet wird, auf dem es vielleicht möglich sein wird, die Anwendung solcher beklagenswerthen Mittel zu vermeiden, durch vorbeugende Maßregeln, durch eine verständige vorübergehende Beschränkung der gemißbrauchten Freiheit, so meine ich, daß wir dazu die Hand bieten sollten im Interesse aller staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, im Interesse besonders der leidenden Klassen unserer Mitbürger, denen niemals geholfen werden kann durch einen plötzlichen Umsturz, sondern nur allein auf dem zwar langsamen Wege der Gesetzgebung, der sittlichen Erziehung und der eigenen Arbeit. Ich meinstheils werde dem Gesetze zustimmen.“

Trotz dieser warmen Vertheidigung der Regierungsvorlage lehnte sie der Reichstag mit 251 gegen 57

¹ in sich begriff — ² Folgen — ³ Macht — ⁴ Gedanken — ⁵ gleich machen.

Stimmen ab. Die Mehrzahl der Volksvertreter war der Meinung, daß eine solche Einschränkung der Press- und Redefreiheit mehr schade als nütze, indem z. B. dann die Führer der Socialdemokraten im Geheimen einen um so größeren Einfluß auf das Volk zu gewinnen suchen würden.

Daß mit diesem ablehnenden Beschlusse die Schwierigkeit der Lage nicht beseitigt, die Frage: Was ist in dieser Hinsicht zu thun? vielmehr nur aufgeschoben ist, darüber sind Alle einig. — Auch das „Volksblatt“ wird sich des Lesern mit ihr zu beschäftigen haben.

Der Opiumhandel der Engländer in Ostindien und China.

„Die stolze Flagge Englands trägt einen breiten Schmutzlecken“, so schreibt ein Gelehrter in unseren Tagen, welcher seine Aufmerksamkeit auf den großartigen Opiumhandel gerichtet hat, der von den Engländern von Ostindien aus nach China betrieben wird. „Dieselbe Nation, die in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts durch eine Heldenthat sich vom Fluch des Sklavenhandels und endlich auch der Sklaverei in ihren Colonien losrang und damit eine Hauptursache des Massenmordes nach Kräfte beseitigte, ja mit beträchtlichen Opfern heute noch in West- und Ostafrika zu beseitigen sich bemüht, dieselbe Nation ist es, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts den Klagen, den flehentlichen Bitten der chinesischen Regierung, ja dem Aufschrei des christlichen Gewissens in ihrer eigenen Mitte zum Trotz... alljährlich Hunderttausende von Chinesen durch ihr Opium ihrer Gewinnsucht zum Opfer bringt, ja die mit ihrem Zwangsgift nicht bloß, wie andere Massenmörder, die Leiber, sondern fast immer zugleich die Seelen, die ganze geistige und sittliche Kraft ihrer Schlachtopfer hinwegt“. Diese Anklage gegen das mächtige Handelsvolk erregt um so mehr unser Erstaunen in der gegenwärtigen Zeit, da wir England allein mit Ausbietung aller seiner Kräfte sich rüsten sehen, um gleichsam im Namen von Europa ein Wort der Gerechtigkeit mit den siegestrunkenen Russen zu sprechen und die Wirren im Orient nach Recht und Billigkeit zu ordnen. Leider ist die Anklage gegen das stolze England nicht ohne Grund.

Die englische Regierung in Indien hat die Opiumkultur auf jede Weise zu befördern gesucht; die schönsten Korngegenden Indiens sind mit Mohnpflanzungen bedeckt. Bekanntlich wird das Opium aus dem Mohnsaft durch Einschnitte in die grünen Samenkapseln gewonnen. Hierdurch entsteht eine Masse, welche erst weiß, dann bräunlich, nach Trocknung an der Luft roth oder schwarzbraun wird. Gegenwärtig sind mehr als 100,000 Acker (1 acre = 43,560 engl. Quadratfuß) der reichsten Ebenen Centralindiens und 550,000 Acker im Gangesthal, auf denen früher Korn, Zucker, Indigo gebaut wurde, dem Mohn überliefert.

Das Opium, in geringen Gaben, tropfenweise genossen, ist ein sehr wohlthätiges, beruhigendes Arzneimittel; auch wir Deutsche gebrauchen es ja gegen Unterleibschmerzen, Diarrhöe und Rheumatismus, dagegen als Berausungsmittel ist das Opium, wenn es längere Zeit hindurch und in großer

Menge genossen und geraucht wird, von einer Leib und Seele verderbenden Wirkung. Die schrecklichen Folgen des übertriebenen Branntweingenußes sind kaum zu vergleichen mit denen des Opiums. Der Chineser setzt ein etwa erbsengroßes Opiumkügelchen auf seine Pfeife, lehnt sich auf sein Lager zurück und sucht mit einem tiefen Athenzuge in kurzen Pausen den Rauch in die Lungen einzuathmen und möglichst lang bei sich zu behalten, um ihn in das Blut überzuleiten. Anfangs werden die Nerven zu erneuter Lebensthätigkeit angeregt, allmählig aber erschlaffen sie. Schwindel ergreift den Raucher, Besinnungslosigkeit ist die weitere Folge; endlich liegt der Mensch wie ein Thier am Boden. Die verführerischste Eigenschaft des Opiums besteht darin, daß der einmalige Genuß schon einen kaum zurückdrängenden Drang nach „noch mehr“ bewirkt. Das Opiumrauchen und Trinken wird für jeden, der einmal von dieser verbotenen Frucht genossen, zum Laster.

Die Folge dieses unheilvollen Genußes ist die völlige Zertrümmerung und Verthierung der Menschennatur. Ueber die das Opium leidenschaftlich einschürfenden Affamesen, welche gleich den Chinesen diesem Laster anheimgefallen sind, bei denen schon die kleinsten Kinder an Fesseln saugen, die mit Opium getränkt sind, sagt der Handels-Superintendent Bruce, daß die Opiumtolwuth wie eine schreckliche Pest das schöne Land entvölkere, es in ein Reich voll wilder Thiere verwandle, die immer mehr überhand nehmen und die Affamesen aus einem einst schönen und kräftigen Menschenschlage zum verworfensten, sclavenmäßigsten, hinterlistigsten und sittenlosesten aller indischen Stämme herunterbringe. „Sie können Alles, sie können stehlen, ihr Eigenthum, ihre Kinder, ihre Weiber verkaufen und schließlich einen Mord begehen, um nur Opium zu bekommen“. In China rauchen Millionen über Millionen Opium; die, welche dieser Pest zum Opfer fallen, zählen alljährlich nach Hunderttausenden. Um ein Bild von dieser greulichen Unsitte zu bekommen, mag hier folgende Schilderung einen Platz finden, die wir unserem Gewährsmann, Prof. Christlieb, entnehmen: „Besonders allgemein scheint gegenwärtig das Laster in Ningpo zu herrschen, einer Stadt von etwa 400,000 Einwohnern, worin sich 2700 Opiumhuden für die ärmeren Classen befinden. Da kommt also auf je 148 Einwohner oder auf ungefähr 30 Männer eine Opiumhöhle. Die vielen Häuser, worin Opium im Großen verkauft wird, sind dabei

nicht mitgerechnet. Ein kleines Dorf jener Gegend von nur 100 Familien hat 16 Opiumhöhlen. Aus dem Süden der Provinz Chanji berichtet ein Reisender, daß die Stadt Ngan—i—Hien dem Opiumlaster so vollständig ergeben sei, daß da alle Geschäfte statt bei Tage, bei Nacht unter Fackelschein abgemacht werden, weil die Raucher unfähig seien, bei Tag aufzustehen.“ Erschütternd sind die Berichte, wie gräßlich das Opium wirkt. Es zerstört die gesunde Thätigkeit der Verdauungsorgane, schwächt die Kräfte des Geistes wie des Leibes und macht den Menschen, der sich ihm ergibt, zu einem nutzlosen, ja schädlichen Glied der Gesellschaft. „Ich glaube nicht“, sagt Carné nach seinen Reisen in China, „daß es jemals eine schrecklichere Geißel in der Welt gab, als das Opium. Der Schnaps, den Europäer brauchen, um Wilde zu verderben, die Seuche, die eine Gegend heimfucht, ist nichts im Vergleich mit den Wirkungen des Opiums.“ „Man darf nur durch ein chinesisches Spital gehen“, berichtet ein Anderer, „so erkennt man, ohne zu fragen, die Opiumraucher sofort an ihrem abgemagerten, schwindelhaften Aussehen, ihren hohen und gebeugten Schultern, ihrem vorwärts geneigten Gang, ihrer gelbgrauen Farbe, blauen Lippen, eingefallenen Wangen, unnatürlich leuchtenden, dunkeln oder ganz matten Augen und schmutzigen Fingerspitzen.“ „Keine Sprache“, rief ein Chinese in England aus, „kann alle die Greuel beschreiben, die der Opiumgenuß in China erzeugt!“

Der unerfüllliche Gelddurst hat die Engländer nicht abgehalten, ungeachtet der schrecklichen Folgen des Opiumgenusses, welcher China und die Nachbarländer von Grund aus vergiftet, ungeheure Massen dieses satanischen Verausungsmittels von Indien aus in das Chinesische Reich einzuführen. Bis zum Jahre 1767 überstieg die Zahl der Kisten nicht 200, die Anzahl derselben im Jahre 1875 erreichte die Höhe von 90,000.

Selten hat ein großes Land sich so tapfer und hartnäckig der Einfuhr eines Volkgiftes widersetzt, als gerade das chinesische, aber den handelsgierigen Engländern ist kein Mittel zu unedel gewesen, alle Verbote der chinesischen Regierung zu umgehen, sei es auf dem Wege der List, des Schmuggels oder der Bestechung, oder sei es mit Waffengewalt den viel Geld einbringenden Handelsartikel in die Häfen Chinas zu bringen. 1860 ist durch einen Vertrag mit den Chinesen,

freilich wider den Willen der Letzteren, die Waare auf gleichen Fuß mit anderen Handelsgegenständen gestellt worden; unter der Flagge der Kaiserin von Indien, der Königin von England werden jährlich 80,000 Kisten Opium in das chinesische Land gebracht, während die englische Regierung den Opiumgenuß in Indien selbst möglichst verhindert, ja verbietet.

China steht voll Haß und Rachedurst gegen England da. Weitersehende Engländer beklagen selbst diesen die Ehre des großen Königreichs wenig hebenden Handel. Dr. Williamsen sieht darin einen großen Schaden für den Handel. „Hätten wir nicht in der Opiumfrage eine falsche Stellung eingenommen, so glaube ich, das Chinesische Reich wäre heute offen von einem Ende zum andern. Die kurzfristige Gier unserer Opium-Pioniere hat ihren Nachfolgern als Erbe einen verkrüppelten Handel und den Stuch einer großen Nation hinterlassen.“ Der gebildete Chinese ist dem Opium abgeneigt, er weiß, daß seine Vorfäter die Todesstrafe auf den Genuß desselben setzten. Mit Recht sagen die Chinesen vom Opiumraucher: „er zimmert seinen eigenen Sarg“. Die Einfuhr des Opiums hat das Herz der so hochbegabten Völker von Inner-Asien der Einwirkung der christlichen Predigt verschlossen. Einem englischen Missionar rief ein Volkshaus 1869 in Kaifengfu zu: „Ihr tödtet unsern Kaiser, ihr zerstört unsern Sommerpalast, ihr bringt Gift in's Land, um uns zu verderben, und jetzt kommt ihr, uns — Tugend zu lehren“. Das christliche Gewissen anklagend, sicherlich beschämend war es, wenn ein Chinese der Königin Victoria den Vorschlag machte: „Wir wollen in diesem Lande den Genuß des Opiums verbieten, und Sie verbieten in den Ländern unter Ihrem Scepter dessen Zubereitung!“

Wahrlich, es wäre an der Zeit, daß England, welches von jeher bestrebt gewesen ist, für Menschenadel und Menschenrechte unter allen Nationen, weißen wie schwarzen Angesichtes, einzutreten, zu dem Heile Chinas seine Landstriche Indiens anstatt mit Opium mit Korn bebaute und der Sklaverei ein Ende setzte, welche das gefährliche Opium über die Leiber und Seelen eines großen Volkes, das noch eine glanzvolle Zukunft hat, ausübt. Auch den Chinesen gegenüber walte Menschenfreundlichkeit!

Colmar.

R.

Belisar.

Von derselben Stadt aus, nach welcher seit lange Aller Blicke gerichtet sind, von Konstantinopel, unternahm Belisar im Auftrage des oströmischen Kaisers Justinian seine Züge, in Folge deren ihn die Geschichte den größten Feldherren zugezählt hat. In Konstantinopel selbst unterdrückte er einen Aufstand, vor den Mauern dieser Stadt schlug er die Bulgaren, in Asien unterwarf er die Perser, in Afrika die Vandalen, in Italien die Gothen. Trotz dieser großen

Verdienste um seinen Herrn zog er sich im Greisenalter dessen Ungunst zu. Er wurde der Theilnahme an einer Verschwörung beschuldigt, seiner Würde entsetzt und gefangen gehalten. Als sich seine Unschuld herausstellte, erhielt er zwar seine Freiheit wieder, aber nicht lange überlebte er das ihm zugesagte Unrecht. Er starb bald darauf (im Jahre 565). An seine letzte Lebenszeit haben sich manche Sagen geknüpft. So z. B. soll er des Augenlichts

beraubt worden und an der Hand eines Knaben als Bettler umhergezogen sein. Auch die Stütze, welche er an diesem Begleiter hatte, habe er verloren.

Daran knüpft untenstehendes Bild an.

Einjam schreitet Belisar dahin. Den Knaben, um dessen Fuß sich eine giftige Natter gewunden hat, trägt er auf

dem Arme, während er mit seinem Stabe nach dem Wege tastet. Trotz des herben Mißgeschickes, das ihn traf, verzagt er nicht. Noch hat er seine aufrechte Haltung bewahrt. In seinem Gesichte liegt zwar tiefer Kummer, aber gleichwohl männliches Ertragen. Auch im Unglücke noch spiegelt seine ganze Gestalt, sein ganzes Auftreten den großen Geist wieder, der in ihm wohnt.



L. All. C. A. Stuttgart.

Belisar.

Von François Gerard, einem Franzosen, der 1770—1837 lebte.

Aus allen deutschen Gauen.

2. Lothringen und die Lothringer.

(Von einem Elsässer.)

(Fortsetzung.)

Treten wir jetzt einmal diesem lothringischen Volke etwas näher, nachdem wir gehört, woher es stammt und wie es ihm ergangen ist. Wir wollen uns aber, ich wiederhole es, auf den westlichen Theil beschränken; die Sache würde sonst zu verwickelt, wenn wir uns auch noch mit den „Welschen“ bei Metz abgeben wollten. Die Leute sind ohnehin gar verschiedenartig angelegt von einem Landestheil zum andern; es ist hier keine so einheitliche „Volksseele“ wie im Elsaß. Da

gibt es z. B. eine Reihe von Dörfern, die noch bis zum Jahre 1793 die Oberherrlichkeit des Deutschen Kaisers anerkannten, sogenannte reichsfreie Gebiete, denen der König von Frankreich gar nichts zu befehlen hatte, obgleich sie wie Inseln auf allen Seiten von seinen Landen umgeben waren. Das wichtigste derselben ist die Grafschaft Saarwerden mit ihren 37 Dörfern, wo der Fürst von Nassau regierte, dann kommt die Grafschaft Salm mit Senones, hinter dem Steinthal; die andern sind nur winzige Splitter des in Stücke gegangenen heiligen Römischen Reichs, z. B. die Herrschaften Diemeringen, Alzweiler, Kriechingen u. s. w.,

die der König von Frankreich bloß ihrer Merkwürdigkeit wegen verschonte, so wie man etwa seltenes Gewürm in Weingeist aufbewahrt.

An diese Unterschiede können wir uns bei Besprechung des Volkscharacters nicht kehren, wenn sich auch in diesen Gebieten einzelne deutsche Züge vollständiger erhalten haben mögen, als anderswo. Eines jedoch müssen wir betonen: Hier fand die evangelische Religion eine Zufluchtsstätte vor der Tyrannei Ludwigs XIV. Viele Reformirte, besonders aus der Normandie, sind hier nach der Aufhebung des Edicts von Nantes eingewandert. Es macht einen seltsamen Eindruck, noch heute in manchen Dörfern den Familiennamen Toussaint, Brua u. a. zu begegnen, während die Träger derselben vielleicht kein Wort französisch verstehen. Uebrigens hat es die französische Regierung damals mit Grenzsteinen und Schlagbäumen nicht allzu genau genommen. Als z. B. vor 150 Jahren der lutherische Pfarrer von Hirschland ein Kind aus der Nachbargemeinde Postorf taufte, das aber in dem französischen Theil des Dorfes geboren war (daselbe war nämlich getheilt zwischen Nassau und Frankreich), da sprengte des andern Tages ein Trupp französischer Kürassiere in das nassauische Hirschland und holte den armen Pfarrer in's Gefängniß nach Fünstingen, wo er drei Monate lang gefangen gehalten wurde.

Treten wir nun in ein solches Dorf ein, so werden wir uns über Allerteil verwundern müssen, an das wir vom Elsaß her nicht gewohnt waren: zunächst einmal über die Häuser, welche wie in den Städten dicht aneinander gebaut sind, ohne daß Gärten oder kleine Lücken den Nachbar vom Nachbar trennten. Ferner kehren die Häuser die Langseite der Straße zu, mit der Giebelseite aber stoßen sie aneinander. Scheune, Stall und Wohnung ist alles unter einem Dache nebeneinander; oft genug ist auch der Stall unter der Menschenwohnung, und in diese steigt man auf steinernen Staffeln hinauf. Meistens sind aber drei Thüren nebeneinander: die Haushür, die Stallthür und das Scheunenthor. Häufig hat man jedoch auch die Stallthür gespart: Menschen und Vieh gehen durch die nämliche Haushür herein, und im Hausgang befindet sich auf der einen Seite die Thür zu den Gemächern der Menschen, auf der andern Seite zu der Behausung der Kühe, Schafe und Ziegen. Was nun die Schweine betrifft, so haben diese von Alters her die Ehre, durch den nämlichen Hausgang wie ihre Herren hindurchspazieren zu dürfen. Da sich nämlich ihr Stall an der Hinterseite des Hauses befindet, und weder Scheune noch Kuhstall nach hinten hin eine Oeffnung besitzen, so führt eben kein anderer Weg in's Freie, und ein Besucher, der diesen Umstand nicht kennt, läuft Gefahr, in dem engen Hausgange durch eine Horde dieser lebenswürdigen Gesellen umgerannt zu werden. Dieser Mangel eines Scheunenthores nach hinten hat noch andere betrübende Folgen: da man nämlich nicht durchfahren kann, so müssen Wagen, Pflug, Egge und überhaupt alles größere Ackergeräthe vor dem Haus unter freiem Himmel liegen bleiben und das ganze Jahr auf

sich regnen und schneien lassen. Wohl hat man manchmal das Dach der Scheune etwas auf die Straße herausragen lassen, um einen kleinen Schuppen zu bilden, der einen nothdürftigen Schutz für den Holzvorrath und einige kleinere Gegenstände bietet. Das genügt aber lange nicht, und da überhaupt kein Hofraum vorhanden ist, und mithin auch der Dünger vor dem Hause aufbewahrt wird, so herrscht in einer solchen Lothringer Dorfstraße eine fabelhafte Unordnung, die einen Elsässer Bauer aus Rand und Band bringen würde. Gerade vor den reichsten Häusern sieht's am ärgsten aus: zwischen einem Gebirge von Wägen, Geräthschaften, Dünger Holz und Reiserwellen führt ein schmaler Pfad von der Straße zur Haushür; denn glücklicherweise sind die Häuser doch nicht hart an die Straße gestellt, sondern stehen durchschnittlich von drei bis sechs Meter zurück, um etwas Platz für die Unordnung zu lassen, sonst wäre gar nicht mehr durchzukommen; hinten aber ist nur ein Gärtchen für etwas Blumen und Gemüse.

Um so auffallender ist es nun, daß meist für ein gefälliges Aeußere der Häuser gesorgt wird. Wer nur einigermaßen die Mittel dazu besitzt, läßt sein Haus farbig, oft auch vielfarbig, z. B. in bunten Quadraten, anpinzeln. Reiche Leute geben ihren Häusern geradezu ein städtisches Gewand. Ein Fremdling ist erstaunt, in jedem Dorfe etliche Stadtschlößchen zu treffen; mit Ehrfurcht sinnt er nach, welches das Pfarrhaus sein wird? oder ob wohl ein Herr von Adel hier seinen Landsitz hat? Aber horch! Der Gemeindegirte bläst seine Böglinge zum Appell zusammen: die Thüre des schönen Hauses öffnet sich, ein Paar schmutzige Bierfüßler stürzen heraus und verkündigen grunzend, daß hier weder ein Pfarrer, noch ein Baron zu Hause ist.

Diese Sorgfalt für ein stadtmäßiges Aeußere wird auch auf die Kleidung übertragen. Ein Elsässer Bauer muß schon sehr reich sein, wenn er seinen Töchtern erlauben soll, sich städtisch zu kleiden, und zwar nur an Feiertagen. In Lothringen erkaufte man mit einem geringern Vermögen dieses Vorrecht und dehnt es selbst auf die Wochentage aus. Des Sonntags wenigstens in modischem Gewande einherschreiten zu dürfen, ist der Traum der Lothringer Mädchen, und man muß Land und Leute kennen, um nicht hinter allen diesen schönen Kleidern lauter Pfarrerstöchter, Lehrerinnen oder reiche Erbinnen zu vermuten. Geht es auf die Confirmation zu, so wird gerathschlagt, anprobirt, verändert, verglichen, vor dem Spiegel studirt, gerade wie in einer Residenzstadt, wenn ein Hofball bevorsteht. Das französische Blut fließt eben immer noch in den Adern. Dieser Sinn für äußerliche Zierlichkeit und Nettigkeit in Kleidern und Häusern ist kein deutsches Gewächs. Der Lothringer hat unbestreitbar mehr Geschmack und Sinn für das Schöne als der Elsässer, wenn auch dieser Geschmack noch der Läuterung bedarf. Die Nationaltrachten sind in Folge dessen längst verschwunden oder haben sich auf eigenthümliche Kopfbedeckung der Frauen beschränkt.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Reise von Philadelphia nach Antwerpen.

(Fortsetzung.)

Bei Cap May, der äußersten Spitze von New-Jersey, ließen wir Amerika hinter uns und steuerten, demselben Lebewohl sagend auf Nimmerwiedersehen, dem atlantischen Ocean zu. Es war höchst interessant, zu beobachten, wie unser Schiff, welches auf dem Delaware nur südliche Richtung hatte einschlagen können, nun im weiten Ocean Schwentung machte und seine Richtung direct nach Osten nahm. Herrlich war der Anblick der Sonne, wie sie jeden Morgen in gerader Richtung vor dem Bugpriet aufging, den Tag über nach Süden, auf der rechten Seite des Schiffes ihren Lauf nahm, um des Abends hinter dem Schiffe im weiten Meere niederzutauchen! Wir hatten acht Tage lang wundervolles Herbstwetter, günstigen Wind und bedeutende Wärme, so daß wir die leichtesten Sommerkleider tragen mußten. Am ersten Samstag nach unserer Abfahrt (im October) hatten wir besonders schönes Wetter und freuten uns königlich der herrlichen Seeluft, welche erquickend und stärkend auf uns einströmte. Diese Stimmung wurde noch erhöht durch den Gedanken, daß wir mit jedem Knoten, welchen das Schiff zurücklegte, unserer lieben Heimath näher gebracht wurden. Aber ach, Freude, Glück und Wohlbehagen wurden ebenso unangenehm als un schön dadurch gestört, daß, da jetzt erst die eigentliche Seefahrt begonnen hatte, dieselbe die bekannte Wirkung auf Nerven und Magen der Reisenden ausübte. Das Meer machte mit Unerbittlichkeit seine Ansprüche. Ein Passagier nach dem andern erbleichte, zog sich in seine Koje zurück oder eilte zur Schiffsplanke. Am meisten wurden die Frauen heimgesucht; einzelne, doch nur sehr wenige, hielten sich fest und kamen unbelästigt durch. Bei einem Frauenzimmer hatte die Seekrankheit so kräftig gewirkt, daß es wie neugeboren aus derselben hervorging und hinfort eine Eklust entwickelte, wie nie zuvor. Aus diesem Uebel kam also Gutes!

Wie schon gesagt, hatten wir die ersten acht Tage das schönste Wetter, so daß auch die übrige Reisegesellschaft schnell sich erholte, um so mehr, als sie den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein, auf dem Verdeck sich aufhielt; denn bei Beginn der Fahrt war der Mond in das erste Viertel getreten und hatte täglich hellere Strahlen auf Schiff und Meerespiegel geworfen. Solche klare Mondnächte auf hoher See haben einen besondern Reiz und lassen keinen Schlaf in die Augen kommen. Während dieser Mondschein-Abende und Nächte hatten wir ein seltenes und höchst ergötzliches Schauspiel an einer besondern Art von Fischen, sofern dieselben alle am Vordertheil des Schiffes in großen Schaaren sich sammelten und theils voraus, theils auf den beiden Seiten des Schiffes mit ungeheurer Schnelligkeit schwammen, genau der Richtung des Schiffes folgend. Ihre Gestalt war ganz deutlich zu erkennen, ebenso jede ihrer Bewegungen, indem sie alle so hell leuchteten wie das feinste Milchglas einer

brennenden Lampe. Ganz merkwürdig war es, zu sehen, wie ihre Kameraden, die während der Fahrt das Schiff gewahr wurden, mit Pfeilschnelle von hinten, von den Seiten oder auch von vorn in geradester Richtung auf die am Schiffe versammelte Schaar zustürzten, daß man hätte meinen können, sie verlegen den andern den Weg. Aber wenn sie auf Körperlänge herbeigestürzt waren, so machten sie ebensovonnell Schwentung, um die Richtung des Dampfers an der Seite ihrer Genossen zu nehmen: auch nicht ein einziges Mal stieß einer am andern an! Die Offiziere sagten uns, daß das Erscheinen dieser Fische, die etwas mehr als 30 Centimeter lang schienen, immer auf kommenden Sturm deute, welcher in der That auch einige Tage darauf heranbrauste und leider volle 6 Tage andauerte.

Während wir nun des Abends unser Ergötzen an diesen leuchtenden Fischen hatten, bereiteten uns andere Fische an den sonnenhellen Tagen noch ein anderes Vergnügen. Es waren die gefräßigen und gefährlichen Haiische, meist jüngere, welche 10—12 Fuß lang und auch länger, in ganzen Schaaren dem Schiffe folgten und spielend einander nachjagten. Sie sprangen mit der ganzen Körperlänge in Halbkreisform aus dem Wasser und stürzten sich wieder hinein, immer dem Schiffe folgend oder auch vorauseilend. Doch wie uns bei hellen Mondnächten außer den Leuchtischen auch fliegende Fische in Spannung versetzt hatten, so erregte an sonnigen Tagen unsere Aufmerksamkeit im höchsten Grade neben den spielenden Delphinen das Erscheinen mehrerer Walfische, welche oft 4—6 und manchmal noch mehr an der Zahl in die Nähe unseres Schiffes kamen, ihre Wasserstrahlen in die Luft spritzten und theilweise ihren großen Leib über Wasser hoben, so daß sie ziemlich sichtbar wurden. An einem Tage genossen wir dieses Schauspiel vom Morgen bis zum Abend. Aber leider machte dieser interessanten Erscheinung die Veränderung des Wetters ein Ende; zuerst trat eine völlige Windstille ein, so daß die Segel an den Masten und Raan schlaff herabhingen, dann kam ein Ostwind, welcher den Lauf des Schiffes verlangsamte. Darauf erhob sich plötzlich ein Westwind, welcher Regen brachte und endlich zu einem Sturm sich gestaltete, der haushohe Wellen dahertrieb, welche anprallten und sich über dasselbe hinstürzten. Da der Wind unaufhörlich tobte, mußte sich das Schiff nach rechts auf die Seite legen, während seine linke Seite sich hoch erhob; da konnte man nicht mehr gehen. Jeder mußte im Schiffsraum bleiben, sich auf den Bänken oder selbst auf seinem Lager festhalten, um nicht zu fallen und Schaden zu nehmen. Alle Lücken des Schiffes mußten verschlossen bleiben, um das Wasser abzuhalten, aber auch die Luft wurde dadurch zur Plage der geängstigten Reisenden abgeschnitten. Die sechs Sturm-tage waren eine sehr traurige, ja höchst gefährliche und unendlich lang erscheinende Zeit; wir schwebten bestän-

dig in Todesgefahr; besonders am Donnerstag der zweiten Reiseweche tobte der Sturm so heftig, daß das Schiff aus allen Fugen krachte und wir meinten, es müsse zusammenbrechen. Alles Geschirr, selbst große Koffer, wurden von einer Seite zur andern geschleudert; die Leute schriean oft heftig auf und ließen Klagetöne hören; mehrere wurden in Folge der heftigen Bewegung des Schiffes und aus Angst krank. Eine Frau kam einmal während des heftigsten Sturmgebrauses an unsere Koje, jammern und weinend sprach sie: „Ach, ich glaube wir sind verloren!“ Wir trösteten sie, so gut wir konnten, machten uns jedoch mit großem Ernst auf das Entsetzlichste gefaßt: auf ein nasses Grab, wenn es Gott gefiele! aber wir beteten mit aller Inbrunst des Herzens zu Gott, daß er uns erhalten möge nach seiner großen Gnade. In dieser Lage wurden auch Solche, die sonst viel Leichtsin und Unglauben gezeigt hatten, äußerlich recht still und ernst. Wie es in ihrem Innern ausgesehen haben mag, konnte freilich außer ihnen selbst nur Gott wissen. Auch der Schiffsmannschaft konnte man den Ernst unserer Lage deutlich vom Gesicht ablesen, obwohl sie kein Wort

sprach, auch nicht sprechen durfte; außerdem hatte sie sich großen Anstrengungen zu unterziehen; denn Tag und Nacht mußte sie abtheilungsweise das in das Schiff eingebrungene Wasser auspumpen, wobei sie selbst bis an den Leib im Wasser stand; als einige der Reisenden bemerkten, daß die Matrosen an den Rettungsboten arbeiteten, da wurde der Schrecken erst recht groß, weil man daraus entnehmen mußte, daß auch der Kapitän auf das Aeußerste sich gefaßt machte. Doch Gott hatte Erbarmen, trotz großer Ueberladung des Schiffes, trotz geschädigter Maschine, trotz des eingebrungenen Wassers erhielt er uns bei Sturm und Wellen! Dies mußten wir um so mehr als völlig wunderbar betrachten, als wir später, nach der Landung, erfuhren, daß das schöne und gute Schiff Ville-de-Havre im selben Sturm auf gleicher Heimfahrt nach Europa untergegangen war!

(Schluß folgt.)

Auflösung der Rachmandeln in Nr. 21:

9. Uhrwerk — Fuhrwerk. 10. Hulloh — Hollarh.

Anzeigen.

**W. Spindler's Färberei, Druckerei und chemische
Reinigungsanstalt,
Kronfeldt's vorzüglichen Thee,
Sprengel's reines, entöltes Cakaopulver,
Niederlage von Papier-Wäsche aller Art aus
der Fabrik Mey und Edlich in Leipzig. Verkauf
zu den Leipziger Original-Preisen
empfiehlt
L. Meyer-Nicolay,
Straßburg i/E., Brandgasse 6,
gegenüber der Mairie.**

Griechische Weine.

Unterzeichnetes Haus beschäftigt sich mit deren Einfuhr.
Um das Bekanntwerden derselben zu erleichtern, versende
1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten
Camarite, Corinthen, Ella, Kalliste, Vino di Bacco,
Vino Santo, Misistra Malvasier, Achaja Malv. weiss
und roth, Vino Rosé.

Flaschen und Kiste frei à M. 17. 10.

Unbedingte Bürgschaft für Reinheit und Aechtheit. Preisbrochüre auf Wunsch franco.

Neckargemünd. J. F. Menzer.

In dem Schottischen Saale in Straßburg, Schloßergasse 14, wird am Sonntag, den 2. Juni, Vormittags 11 Uhr in der englischen Sprache Gottesdienst abgehalten werden.

Pastoria.

29) Für das Stiftungshaus gingen in 2028 Gaben 3173 R. ein.

— Chr. G. Hottinger —
Jesus Christus u. seine Kirche.
108 Bilder.
Im Buchhandel 1 M., beim Verfasser
in Straßburg i. E. 80 Pf.
Von beiden Schriften nahezu 40,000 Exemplare verbreitet.

— Der Krieg 1870—71. Mit
64 Porträts u. vielen Denkprüchen.
2. Auflage. 1 M. 60, beim Verfasser
1 M. 80. — Vielsach für Schüler be-
gehr und empfohlen.

Brockhaus' Kleines

Conversations-Lexikon
Encyclopädisches Handwörterbuch.
1878.

Mit zahlreichen Karten
und Abbildungen.
40 Hefte à 30 Pfennig.
Vorrätig
in allen Buchhandlungen.

Herausgeber: Dr. Chr. G. Hottinger; Straßburg im Elsaß. — Druck und Expedition von G. Fischbach.